Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 2

Artikel: Auch ein Schritt näher zum Frieden
Autor: Stuckert, C.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133513

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Und sollten wirklich, wie einige glauben, die einmal kommenden, erdumspannenden Wirtschaftsverbände, welche die Produktion und Konsumtion nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes regeln werden, die Gefahr in sich tragen, daß die Menschen zu vielgeschäftigen, brauchbaren, nützlichen Herdentierchen und Maschinenteilchen versimpelten; daß alles kluge, lehr- und redselige, chinesenhafte, wohlgepflegte Beamte einer ungeheuren, tadellos funktionierenden Riesenmaschinerie würden? Vielleicht unterschätzt man bei dieser Befürchtung die wilde mystische Kraft des Menschen, die ungestüm nach Fülle des Daseins und Weite des Blicks verlangt. Sollte wirklich einmal die Menschheit lau und matt und greisenhaft werden, so tauchen sicher auch immer wieder eine Hand voll verwegener, begeisterter Gesellen auf, die nicht mit Waffen wohl aber mit der Kraft des Wortes den Spülicht aufrühren werden, von dem Bewußtsein getragen, daß es auf Erden wohl Frieden, aber keine faule, laue Ruhe geben darf. U. W. Züricher.

Auch ein Schritt näher zum Frieden.

Als Knabe las ich eine im 16. Jahrhundert spielende Geschichte, die den Titel führte „Der Sohn des Scharfrichters". Sie handelte von einem brandenburgischen Scharfrichter, der auf einem einsamen Gehöft im Walde wohnte. Dann und wann einmal wurde er in die Stadt beordert, um seines Amtes zu walten. Jedesmal wenn er einen Unglücklichen hinrichten mußte, machte er vorher furchtbare Stunden durch, so sehr graute ihm vor seinem Amt. Das Geschäft des Scharfrichters hatte sich samt Haus und Hof in dieser Familie seit alten Zeiten von Vater auf Sohn und Enkel vererbt. Der Unglückliche wußte, daß auch sein Sohn Scharfrichter werden mußte. Daher brachte er ihn schon in zarter Jugend fort zu fremden Leuten, um ihm das Gräßliche zu ersparen. Schließlich haben Vater und Sohn ihr Vaterland verlassen und sind in die Fremde geflüchtet, um ihrem Beruf zu entrinnen.

Ob die Erzählung historisch ist, weiß ich nicht. Aber wenn das auch im 16. Jahrhundert nicht sollte vorgekommen sein, so wird es doch heute so sein. Das Amt eines Scharfrichters ist kein begehrtes. Es mag wohl sein, daß die Todesstrafe da und dort verschwunden ist, weil sich keiner mehr fand, der sie vollziehen wollte. Während es in Asante bis vor kurzem Henker gab, die an einem Nachmittag in größter Gleichmütigkeit, ja sogar mit Vergnügen, Dutzende von Menschen vom Leben zum Tode brachten, verschwindet bei den Völkern Europas die Todesstrafe immer mehr.

Ich habe schon gelesen, daß Männer, die für die Todesstrafe eintraten, später, als sie Richter wurden und die Todesstrafe verhängen sollten, davor zurückschreckten und ihre Meinung änderten. Es gibt eben im Lauf der Jahrhunderte Veränderungen des seelischen — um nicht zu sagen des ethischen — Empfindens in Völkern und Einzelnen, die langsam aber unwiderstehlich um sich greifen und dadurch Veränderungen der Gesetzgebung und der Sitten herbeiführen.

Nun scheint mir, daß wir gegenwärtig eine ähnliche Veränderung des Empfindens miterleben, dem Krieg, oder genauer gesagt, dem Töten im Krieg gegenüber. Gewiß gibt es auch heute noch Tausende, die nicht die geringste Bedenklichkeit empfinden, die Feinde im Krieg niederzuschießen oder mit dem Bajonett niederzustechen, oder in die Luft zu sprengen; ja, die sich dessen nachträglich rühmen. Wenn sie überhaupt reflektieren, so werfen sie die Verantwortung für ihr Tun auf die Obrigkeit, welche sie zu den Waffen gerufen hat. Meist aber lassen sie sich blindlings von der allgemeinen Begeisterung mitreißen; zum Schutz des Vaterlandes und der heiligsten Güter der Nation ist es einfach notwendig, so viele Feinde zu töten als nur möglich. Es gibt auch Prediger, die die Soldaten in dieser Ueberzeugung bestärken. Sie sagen den Soldaten: Es ist euere Pflicht, recht viele Feinde zu töten. Wenn du einen Feind in der Schlacht schonst, wirst du der Mörder deines Bruders, der neben dir kämpft; denn der geschonte Feind wird ihn töten. Du schwächst dadurch dein Vaterland. Du verringerst die Aussicht auf Sieg. Du bist mitschuldig, wenn die barbarischen Feinde dein Vaterland überschwemmen und dir Weib und Kind ins Elend bringen. Darum getrost drauf! Diese Prediger versichern, daß noch niemals ein Soldat Gewissensbisse empfunden habe, wenn er im Kampf einen Feind, der ihm gegenüberstand, tötete.

Allein es scheint mir, daß das nicht mehr allgemein zutrifft. Die Anzeichen mehren sich, daß die Menschen unserer Zeit das Töten nicht mehr so leicht nehmen. Es ist ergreifend, in manchen Soldatenbriefen zu lesen, wie schwer es manchen wird, das Gewehr auf den Feind anzulegen; wie trotz aller laut gepflegten Kriegsbegeisterung ihnen die Verantwortung für ihr Tun schwer aufs Gewissen fällt, ja wie sie leiden und sich quälen unter dem entsetzlichen Widerspruch zwischen ihrer militärischen Pflicht und ihrem widerstrebenden Gewissen. Ich gebe hiefür einige Beispiele.

Ein französischer, jetzt in Deutschland gefangener Soldat schreibt: „Ich bekam einen weit vorgeschobenen Vorposten, dicht bei der großen Landstraße, in einem kleinen Gehölz. Es wurde Nacht. Man hatte vergessen mich abzulösen. Ich legte mich am Fuß einer großen Eiche zum Schlaf nieder. Beim Morgengrauen erwachte ich vom Galopp eines Pferdes auf der Straße. Kaum

hatte ich Zeit mich hinter einem Baum zu decken, als ich 20 Schritte vor mir auf der Höhe wie eine Statue einen Reiter halten sah. Er trug eine Feldmütze und einen Mantel. War er ein Offizier oder ein gewöhnlicher Soldat? Ich wußte es nicht; denn ich konnte an der grauen Uniform kein Abzeichen erblicken. Er überblickte die weit ausgedehnte Ebene. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Aufklärung. Ich hob mein Gewehr und schoß, hörte einen dumpfen Fall, den Schall eines wütenden Galopps und dann war alles still. Ich hatte einen Menschen getötet. In zwei Sprüngen war ich bei ihm und rief ihn. Er rührte sich nicht. Meine Kugel war ihm unter dem Ohr in den Hals gedrungen, und ein dicker Blutstrom floß daraus zur Erde nieder. Mit zitternden Händen hob ich ihn auf, sein Kopf aber hing leblos herab und schwankte hin und her. Ich befühlte seine Brust und das Herz. Aber es schlug nicht mehr. Endlich hob ich ihn auf und schaute ihm in die gebrochenen blauen Augen, die noch im Tode mild und freundlich blickten. Von diesem Augenblick an erinnere ich mich nur dunkel an Flintenschüsse, Rufen und galoppierende Pferde und geschwungene Säbel, ich wehrte mich und erhielt einen fürchterlichen Hieb über den Kopf. Als ich wieder zu mir kam, war ich in Deutschland gefangen.

Ein österreichischer Soldat aus Warnsdorf schreibt seiner Schwester aus Galizien, daß er schon viele Russen im offenen Kampf erschossen und in den Sand gestreckt habe, daß er darüber immer patriotische Gesinnung empfand. Jetzt aber ist's ihm, als hätte er allen Mut verloren. Ein Russe war ihm gegenüber gestanden. Schon war das Gewehr im Anschlag. Da rief der Russe: Oesterreicher nicht schießen, nicht schießen! und streckte beide Hände empor. Mit einer Hand deutete er unserem Krieger die Zahl seiner Kinder an. Und da verlangte das Herz des Warnsdorfers sein Recht: Das Gewehr kam aus dem Anschlag, der Feind sollte leben. Da fuhr der Russe mit der Hand in die Tasche. Jetzt meinte der Oesterreicher, ein Treuloser stände ihm gegenüber, der nach dem Revolver greife. Schnell das Gewehr angeschlagen, der Schuß krachte und der Russe lag tot am Boden. Doch als der Warnsdorfer auf den Feind zueilte, um zu sehen, was der Griff in die Tasche ans Licht befördern sollte, — da prallte er entsetzt zurück. Die erkaltende Hand umkrampfte im Todesschmerz in der Tasche die Photographie seiner Frau und der Kinder, um derentwillen er den Oesterreicher um Schonung seines Lebens angefleht hatte.

Auch aus den Kämpfen im Oberelsaß wird berichtet, daß französische und deutsche Landwehrmänner, die einander nahe kamen, durch Erheben der flachen Hände über die Erde einander zeigten, daß sie Kinder hätten in der und der Größe. Und da gingen sie einander aus dem Weg und verschonten einander.

Rührend ist auch folgender Vorfall: Die Heere standen einander in hitzigem Gefecht gegenüber. Endlich kam der Befehl zum Bajonettangriff. Unter den Stürmenden war auch ein junger Mann. Er stürmte gegen den Feind, und mit fanatischem Mut treibt er sein Mordgewehr in ein Feindesleben. Wie er sein Opfer in den letzten Zügen am Boden sieht, hört er leise Töne, Flüsterworte, keine Flüche und Verwünschungen, nein, Worte der Trauer. Ihm schwindelt, er läßt die Waffe fallen, und ohne Gegenwehr dringt der Feind auf ihn ein. Er fällt verwundet. — Der Kampf hat ausgetobt. Alle sind ihres Sieges froh, nur einer nicht. Im Lazarett liegt unser junger Stürmer, leicht verwundet, und stöhnt, und will sterben. Seine junge Frau mit dem kleinen Kindchen kommt ihn besuchen, da schreit er wild auf und sinkt ermattet, erschöpft auf sein Lager. Kummervoll legt ihm sein Weib die Hand auf die Stirn und leise flüstert er ihr ins Ohr: „Seine... letzten... Worte waren": — er faßte sie am Kopf, zog sie fest an sich und schrie ihr ins Ohr: — „waren: ma pauvre femme, mes pauvres enfants."

Und in einer seiner letzten Predigten erzählt der bekannte Pfarrer Wilfred Monod in Paris: Noch höre ich das eindrucksvolle Wort eines jungen Offiziers, eines eifrigen Christen, der auf sein Feldbett ausgestreckt langsam und ernst zu mir sagte: „Ich habe ihrer fünf getötet, einen nach dem andern, indem ich auf sie zielte. Das war meine militärische Pflicht. Ich habe sie erfüllt. Aber dann konnte ich nicht mehr beten. Begreifen sie es? Beten zu dem, welcher der Vater aller Menschen ist." —

Aus den Weihnachtstagen wurden vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz mehrfach freundschaftliche Begrüßungen von Schützengraben zu Schützengraben gemeldet. Durch Armeebefehl vom 29. Dezember wurde dann das Fraternisieren und überhaupt jede freundschaftliche Annäherung an den Feind verboten. Allein diesem Fraternisieren begegnet man immer wieder. In manchem Feldbrief kehrt der Ausdruck wieder, daß einem die Leute dort drüben auf der andern Seite ja nichts zuleid getan haben, daß es eigentlich unsinnig sei, mit Pulver und Blei gegen einander zu wüten. Es ist die gleiche Empfindung, welcher schon Tolstoi Ausdruck gegeben hat. Als Tolstoi als junger Mann sich im Krimkrieg beteiligte, sah er, wie Franzosen und Russen während eines Waffenstillstandes friedlich mit einander plauderten. Keiner hatte etwas gegen den andern. Und einige Stunden später stürzten sich die gleichen Menschen unter dem Wirbel der Trommeln und Hurrageschrei voll Blutdurst auf einander und vernichteten sich gegenseitig. Das kam ihm vor wie Unsinn. Diese Erfahrungen trugen dazu bei, daß er später ein so leidenschaftlicher Prediger des Friedens wurde.

Was Tolstoi damals empfand, das empfinden heute Tausende. Der Gedanke der Menschenwürde und der Menschenverbrüderung hat

seitdem Fortschritte gemacht; nicht nur als Idee, welche die Gehirne der Menschen ergreift, sondern auch als seelische Empfindung. Es wird dem Europäer unserer Zeit schwerer als dem des dreißigjährigen Krieges, das Gewehr anzulegen auf den „Feind". Die seelischen Hindernisse des Tötens sind im Wachstum begriffen. Das muß für die Veranstalter und Leiter der Kriege eine sehr unerwünschte Erscheinung sein. Wohin käme es mit dem Kriegführen, wenn diese Empfindung um sich greifen sollte? Noch ist es nicht der Fall. Noch gelingt es durch allerlei Mittel die Soldaten zur Begeisterung, zur Wut, zum Zorn, zum Haß gegen den Feind zu entflammen. Aber trotzdem nimmt der Abscheu davor zu, Menschen zu vernichten.

Nach der Reformation haben es die Täufer als Gesetz aufgestellt, daß dem Christen das Tragen von Waffen und damit das Töten von Menschen verboten sei. Sie haben sich durch dies Gesetz im Lauf der Jahrhunderte manchen Quälereien ausgesetzt. Sie haben damit Zeugnis abgelegt für das christliche Ideal. Aber die Hilfe kommt nicht auf dem Wege des Gesetzes. Sie kommt von oben. Gott führt die Menschen äußerlich und innerlich weiter. Er läßt reinere, menschlichere Empfindungen aufbrechen in den Tiefen der Menschenseelen im Lauf der Jahrhunderte. Von innen heraus verbreitet sich die Empfindung: Ich kann nicht töten. Lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Lieber sterben als töten.

Ich will nicht behaupten, diese Empfindungen nehmen so zu, daß in Zukunft ein Krieg unmöglich werde. Aber das darf wohl gesagt werden: Sie bezeichnet einen Schritt, der wie so viele andere Dinge dem ewigen Frieden näher führt. Die Veränderung, die sich in der Empfindungsweise der Menschen gegenüber dem Töten durchsetzt, ist eins von den vielen Dingen, die uns die Hoffnung verleihen, daß einst das Kriegführen so schwer sei, daß es zur Unmöglichkeit wird. C. Stuckert.

Als Ergänzung und Bestätigung zu den oben angeführten Beispielen möchte ich noch folgenden Fall mitteilen. Ein mir bekannter, wegen Krankheit aus dem Kriegsdienst entlassener Soldat (die nähern Angaben unterlasse ich aus naheliegenden Gründen) erzählte mir nach seiner glücklichen Heimkehr, er habe während sechs Wochen an der Front gestanden und sei als einer der vordersten in vier Gefechten gewesen, habe aber keinen einzigen Schuß auf den Feind abgegeben und gelegentlich die Munition weggeworfen, weil er es einfach nicht über sich brächte, auf einen Menschen zu zielen. Ein Kamerad, der das bemerkte, habe ihm gestanden, daß er es ebenso mache. — Ich glaube auch, daß solche Gesinnung im Zunehmen begriffen ist. L. St.